

# Neue Hoffnung im Kampf gegen die Malaria

Erstmals könnte ein Impfstoff die tödlichste Krankheit der Welt eindämmen helfen, die jedes Jahr bis zu 1,2 Millionen Opfer fordert.

VON PHILIPP HEDEMANN

**DARES SALAAM** Apathisch sitzt der kleine Samli auf dem Schoß seines Großvaters. Er wimmert leise, immer wieder fallen ihm die Augen zu. Nur als der Mann im weißen Kittel sich vorbeugt, um ihn zu untersuchen, da reißt er Mund und Augen auf und fängt mit einer Kraft, die man ihm nicht zugetraut hätte, an zu schreien. Immer wenn sein Opa ihn zum Mann im weißen Kittel trägt, hat Samli rasende Schmerzen. Malaria-Krämpfe. Nach einer neuen Studie der University of Washington sterben jedes Jahr weltweit bis zu 1,2 Millionen Menschen an der von der Anopheles-Mücke übertragenen Krankheit. Bislang waren Forscher von rund 660 000 Todesfällen ausgegangen. Alleine in Tansania fallen der Tropenkrankheit jährlich rund 300 000 Menschen zum Opfer.

Während er versucht, seinen schreienden Enkel zu beruhigen, befürchtet Großvater Hamis Yusuf, dass Samli eine weitere namenlose Zahl in dieser traurigen Statistik werden könnte. „Es ist ernst. Das ist eine heftige Malaria. Das kann ich hier nicht mehr behandeln. Der Junge muss sofort in ein richtiges Krankenhaus. Die nächsten Stunden entscheiden über Leben und Tod“, sagt der Mann im weißen Kittel. Sahumu Hassan leitet die kleine Krankenstation in Ndumbwe, einem Dorf im Süden Tansanias. Jedes sechste Kind unter sechs Jahren hat hier schon einmal Malaria gehabt, doch wenn die Krankheit die Jungen und Mädchen schon so sehr geschwächt hat wie den zweijährigen Samli, ist Sahumu Hassan machtlos.

Dann können nur noch die Spezialisten und die Infusionen im Krankenhaus in der Distrikt-Hauptstadt Mtwara an der Grenze zu Mosambik helfen. Dahin würde ein Bus auf der nur teilweise asphaltierten Straße rund eine Stunde brauchen. Doch die Busse fahren nur selten, und das Ticket könnte Samlis Großvater sich ohnehin nicht leisten. Es wäre nicht das erste Mal, dass ein Kind in Ndumbwe stirbt, weil das nur 35 Kilometer entfernte Krankenhaus unerreichbar ist.

Samli wird durch einen Zufall gerettet. Zumindest heute. Eine Delegation des tansanischen Gesundheitsministeriums inspiziert an dem Tag, an dem der kleine Junge erkrankt ist, die Gesundheitsstation. Die Beamten, Ärzte und Krankenschwestern nehmen den Jungen in ihrem Bus mit zum Krankenhaus nach Mtwara. Eine Stunde später

bekommt er dort die lebensretten Infusionen.

Tansania ist nach Nigeria und der Demokratischen Republik Kongo das am drittstärksten von Malaria betroffene Land der Welt. 40 der 43 Millionen Einwohner (93 Prozent) leben in Risikogebieten. Zwischen

**„Ich hatte schon mehrfach Malaria. Mein Kind soll es nicht bekommen“**

Rehema Mohammed,  
tansanische Mutter

zehn und zwölf Millionen Erkrankungen werden jedes Jahr registriert, besonders häufig sind Schwangere, Babys und Kleinkinder wie Samli betroffen. Doch im Kampf gegen die tödliche Krankheit gibt es Erfolge. Auch dank internationaler Hilfe ist es nach Angaben des tansanischen Gesundheitsministeriums gelungen, die Malarierate zwischen 2008 und 2012 von 18 auf neun Prozent zu halbieren. Zwischen 1999

und 2010 soll die Zahl der Todesfälle bei unter Fünfjährigen von 148 auf 81 pro Tausend Patienten, die Gesamttodesrate von 99 auf 51 pro Tausend Patienten gefallen sein.

„In einigen asiatischen Ländern ist es uns in den letzten Jahren gelungen, die Sterblichkeit um bis zu 99 Prozent zu senken. Wenn die tansanische Regierung und die internationale Gemeinschaft in ihren Bemühungen im Kampf gegen Malaria nicht nachlassen, können wir es auch in Tansania schaffen, Infektionen und Todesfälle drastisch zu reduzieren“, sagt Christoph Benn. Der deutsche Tropenmediziner leitete fünf Jahre ein Krankenhaus in Tansania, ist mittlerweile Direktor des Global Funds zur Bekämpfung von Aids, Tuberkulose und Malaria.

Und anderem aufgrund der finanziellen Unterstützung durch den internationalen Finanzierungsfonds, an dem Deutschland sich seit der Gründung mit 1,3 Milliarden Euro beteiligte, konnte die Zahl der Malaria-Infektionen in den vergan-

gen 13 Jahren weltweit um 17 Prozent, die Zahl der Todesfälle sogar um 26 Prozent gesenkt werden. Die Zahl der Malaria-Behandlungen stieg zwischen 2005 und 2011 von elf auf 278 Millionen. Der Global Fund ließ weltweit 340 Millionen mit Insektiziden behandelte Netze

verteilen, die Zahl der Haushalte in Subsahara-Afrika, die über mindestens ein Netz verfügen, stieg zwischen 2000 und 2012 von drei auf 53 Prozent.

Zwar kündigte der britische Pharmakonzern Glaxo Smith Kline (GSK) unlängst an, dass nach 30 Jahren Forschung und zuletzt vielversprechenden Tests im kommenden Jahr zum ersten Mal ein Impfstoff gegen Malaria zur Genehmigung angemeldet werden soll, doch solange noch kein verlässlicher und bezahlbarer Impfstoff verfügbar ist, bleiben Netze die wirksamste Waffe gegen die nachtaktiven Mücken, die ihre Opfer meist im Schlaf stechen. Nach Angaben der Regierung besaßen 2012 bereits 91 Prozent aller Tansanier ein Moskitonetz. Zwei Jahre zuvor waren es erst 64 Prozent. Viele dieser Netze wurden im Land produziert. 30 Millionen Stück stellen die 8000 „A to Z Textiles“-Angestellten jedes Jahr in einer Fabrik am Fuße des Kilimandscharos her. Der indischstämmige Besitzer Bi-

nash Haria empfängt Gäste stolz in einem großzügigen Konferenzraum. Fotos an den Wänden zeigen, dass schon der ehemalige US-Präsident George Bush, die liberianische Friedensnobelpreisträgerin Ellen Johnson Sirleaf, U2-Sänger Bono, Hollywood-Star Will Smith und viele weitere Prominente der Vorzeigefabrik ihr Aufwartung gemacht haben.

Rehema Mohammed hat eines der Netze aus der „A to Z-Textiles“-Produktion in der tansanischen Hafenstadt Dar es Salaam gekauft. Vor vier Jahren führte die Regierung ein Zuschuss-Programm ein. Schwangere Frauen erhalten seitdem bei Vorsorgeuntersuchungen im Krankenhaus einen Gutschein, den sie in der Apotheke gegen ein Netz eintauschen können. Umgerechnet nur 25 Cent musste Rehema Mohammed so für das Netz zahlen, das normalerweise umgerechnet rund 4,50 Euro kostet. „Ich hatte schon mehrfache Malaria. Mein Kind soll es nicht bekommen. Aber ohne den Zuschuss hätte ich es mir nicht leisten können“, sagt die vierfache Mutter. Insgesamt 34 Millionen stark subventionierte Moskitonetze sind nach Angaben des Gesundheitsministeriums in den letzten vier Jahren verkauft worden.

Trotzdem bleiben viele Herausforderungen. Weltweit entwickeln sich immer mehr Resistenzen gegen Insektenvernichtungsmittel und Malaria-Medikamente. In Tansania schimpfen zudem viele Entwicklungsexperten zumindest hinter vorgehaltener Hand, dass das Land sich viel zu lange, viel zu sehr auf ausländische Hilfe verlassen habe. Von den insgesamt 365 Millionen Euro, die das Gesundheitsministerium für den Zeitraum zwischen 2011 und 2014 für die Bekämpfung der Malaria veranschlagt hat, übernimmt alleine der Global Fund knapp 40 Prozent. Doch die Finanzierung ist nur ein eins von vielen Problemen. „Nur rund 45 Prozent der Stellen im Gesundheitssystem sind besetzt. Wenn ein hochrangiger Politiker schwer erkrankt, lässt er sich zur Behandlung ins Ausland fliegen, weil er dem einheimischen System nicht traut“, sagt ein in Tansania arbeitender ausländischer Gesundheitsexperte.

Trotz der bestehenden Schwierigkeiten hat die tansanische Regierung sich ehrgeizige Ziele gesetzt. So sollen bis Ende des Jahres 80 Prozent aller Malaria-Erkrankungen innerhalb eines Tages diagnostiziert und behandelt werden. Vor allem Kindern wie dem schreienden Samli könnte dies das Leben retten.



Hamis Yusuf hat seinen an Malaria erkrankten Enkel Samli in die Krankenstation im tansanischen Ndumbwe gebracht. Doch schwere Fälle der Infektionskrankheit können nur in eine Stunde entfernten Distriktkrankenhaus behandelt werden – für viele Kinder bedeutet das das Todesurteil. FOTO: MIA COLLIS/THE GLOBAL FUND

## Kanadas Inuit wollen weiter Robben jagen

Die Ureinwohner fühlen sich durch Verbote der EU und der Welthandelsorganisation WTO um ihre traditionelle Kultur gebracht.

VON JÖRG MICHEL

**OTTAWA** Terry Audla erinnert sich gut, wie sein Vater und sein Großvater einst auf die Jagd nach Robben gingen. Tagelang waren sie in der arktischen Wildnis unterwegs, um für den Lebensunterhalt ihrer Familien zu sorgen. „Wir lebten von der Jagd und dem Handel mit Robbenprodukten und es ging uns gut“, erzählt Audla, der den kanadischen Inuit-Ureinwohnern angehört. Doch dann verboten erst die Amerikaner und dann auch die Europäer sämtliche Robbenprodukte.

„Das hat mein Dorf und meine Familie in ihrem Grundfesten erschüttert“, beklagt Audla. „Auf einmal hatten wir nichts mehr und mussten die Hand aufhalten und den Staat um Hilfe bitten.“ Viele im Dorf habe der Zusammenbruch der Jagd in die Armut gestürzt, viele seien krank geworden.

Audla ist in Resolute aufgewachsen. In der zweitnördlichsten Gemeinde in Kanada leben rund 300 Menschen, die meisten davon sind Inuit. Viele gehen noch immer auf Jagd nach den Säugern, allerdings nur noch in kleinen Mengen und für den persönlichen Gebrauch. Der

kommerzielle Handel mit Robbenprodukten wie Fellen, Medikamenten oder Ölen ist zusammengebrochen, seit die EU vor gut drei Jahren den Import verboten hat.

Die Welthandelsorganisation WTO hat dieses Verbot unlängst in einem Streitverfahren zwischen Kanada und der EU bestätigt – und das macht Audla wütend. „Das Verbot zeigt, dass man in Europa keine Ahnung vom Leben in der Arktis hat“, beschwert sich der 43-Jährige, der heute als Chef von Tapiriit Kantami arbeitet, dem Interessenverband der kanadischen Inuit-Ureinwohner. „Mit welchem Recht machen die Europäer uns moralische Vorschriften?“

Kanada hatte vor der WTO gegen den Robben-Bann geklagt und argumentiert, er schädige die Bewohner in der Arktis und in vielen Küstengemeinden am Nordatlantik. Die Experten der WTO stimmten dem im Prinzip zwar zu und sprachen von „Verstößen“ der EU gegen Handelsabkommen. Zugleich entschieden sie jedoch, dass das Verbot „aus moralischen Gründen“ und unter Aspekten des Tierschutzes gerechtfertigt sei. Die Inuit können das nicht verstehen und fühlen sich um

ihre Kultur betrogen: „Wir haben immer darauf geachtet, nur so viele Robben, Wale oder Eisbären zu jagen wie es die Natur verträgt, damit auch unsere Kinder noch genügend davon vorfinden“, sagt Audla verbittert und fügt hinzu: „Die Weißen dagegen haben die Meere mit ihren Fabrikschiffen und Harpunen ausgeplündert und halten hormonell hoch gemästete Rinder und Schweine unter erbärmlichen Bedingun-

gen in Massentierhaltung - und wollen uns erklären was Tierschutz ist?“ Zwar hat die EU die Ureinwohner formell vom Robben-Bann weitgehend ausgenommen. In der Praxis aber nützt die Klausel den Inuit nur wenig, weil im Zuge des Handelsverbots die Preise für Felle und andere Produkte in den Keller gefallen und die Absatzmärkte weggebrochen sind. Das hat auch die WTO in ihrem Beschluss anerkannt und die

EU aufgefordert, die entsprechenden Regeln so zu ändern, dass die Inuit von den Ausnahmen des Handelsverbots auch profitieren können.

Im Juni hatte sich auch der Bundestag in Berlin zum wiederholten Mal mit dem Thema beschäftigt. In einem fraktionsübergreifenden Antrag der Unionsparteien, der FDP, der SPD und der Grünen forderten die Parlamentarier die EU-Kommission auf, am Importverbot für Robbenprodukte festzuhalten. Die Robbenjagd ist wegen ihrer zum Teil brutalen Fangmethoden umstritten. Die Bilder von der blutigen Jagd gehören längst zu den Ikonen der Umweltbewegung. Seit vielen Jahren protestieren Tierschützer dagegen und versuchen, den Jägern das Geschäft zu verderben. An der Atlantikküste werden manche Tiere durch Knüttelschläge auf den Kopf getötet. Dabei kommen auch sogenannte Hakapiks zum Einsatz, Jagdwerkzeuge mit denen die Robben erst erschlagen und dann über das Eis gezogen werden.

Die Inuit dagegen benutzen meist Gewehre oder Speere, und die Tiere sterben meist einen schnellen Tod. Eine Gefahr für die Bestände sehen



Ein Inuit auf der Jagd in der kanadischen Arktis. Für viele Ureinwohner gehört die Pirsch auf Robben zur Tradition, für einige war sie sogar Broterwerb. FOTO: DPA